



kailash

Katharina von der Leyen

Weiter!

Wie Bette Davis mir das Leben rettete



kailash

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe

© 2024 Kailash Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Lektorat: Dr. Antje Korsmeier

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Umschlaggestaltung: Daniela Hofner, ki 36 Editorial Design, München

Umschlagmotiv: © Frank Zauritz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-424-63268-2

www.kailash-verlag.de

The key to life is accepting challenges.

Bette Davis

Vorwort

»Der Schlüssel zum Leben ist, Herausforderungen anzunehmen«, sagte die großartige und komplizierte Schauspielerin Bette Davis einmal. Sie kannte sich aus mit dem Leben, innerhalb dessen sie in 81 Lebensjahren trotz ihres sehr unkonventionellen Gesichts in über 100 Filmen mitspielte. Sie hielt niemals damenhaft die Klappe und scheute auch nicht vor bösen oder gar gemeinen Rollen zurück. Sie spielte eiskalte Verführerinnen, wilde Furien, selbstsüchtige Hexen und skrupellose Frauen mit einer solchen Intensität und Authentizität, dass ihre Figuren häufig mit ihr selbst gleichgesetzt wurden. Sie hatte einen ungeheueren Ehrgeiz und harte Ellenbogen, mit denen sie sich in Hollywood schnell nach oben kämpfte. 1941 war sie die allererste Frau an der Spitze der Oscar-Akademie, 1942 die bestbezahlte Frau Amerikas und eine überlebensgroße Diva, deren Ruhm nicht automatisch mit ihrer Jugend und ihrem Aussehen verschwand, sondern im Alter noch einmal ganz eigene Züge annahm. Sie kämpfte für ihre Rollen sogar mithilfe von Rechtstreits und schenkte weder sich selbst noch anderen je etwas (»She did it the hard

way« steht auf ihrem Grabstein). Sie wurde zehnmal für einen Oscar nominiert und bekam ihn zweimal verliehen. Als Bette Davis Anfang Oktober 1989 ihren letzten Preis beim San Sebastián International Film Festival annahm, war sie bereits durch ihre Krebserkrankung gezeichnet. Nach der Preisverleihung wurde festgestellt, dass sie zu schwach war, um in die USA zurückzukehren, und so reiste sie nach Frankreich, wo sie am 6. Oktober 1989 im American Hospital in Neuilly-sur-Seine starb.

1

Die unmittelbare Aussicht aufs Sterben kann einen fast zu Tode erschrecken. Was eigentlich albern ist: Das Leben ist gefährlich, man kann jeden Moment sterben, vom Balkon fallen, vom Traktor überfahren werden oder sich versehentlich mit einer Staubsaugerkordel erdrosseln; die Möglichkeiten sind jeden Tag endlos. Und es ist ja auch nicht so, als würden wir uns mit dem Thema an normalen Tagen nicht auseinandersetzen: Wir alle haben uns schon mit Organspendeausweisen beschäftigt, haben Patientenverfügungen oder Testamente verfasst (oder jedenfalls aufgeschrieben, wer den Hund und die Katze bekommt) und die Pateneltern der Kinder an ihre Pflichten erinnert, falls uns beim Bergsteigen im Himalaya etwas passieren sollte.

Aber wenn einem aufgrund einer schweren Diagnose eröffnet wird, dass es vielleicht gar nicht mehr lange so weitergeht wie bisher, kann man es einfach nicht fassen. Dabei wissen wir doch Bescheid. Wir alle wissen, dass heutzutage jeder Zweite Krebs bekommt: Allein in Deutschland erhalten 14 000 Patienten am Tag diese

Diagnose. Wir kennen genug Leute, die mit den entsprechenden Prognosen umgehen mussten, kennen jemanden, der daran gestorben ist, und auch genug Menschen, die das Ganze gut überstanden haben. Man ist etwas rat- und hilflos mit ihnen umgegangen, hat sie besucht, wenn man ihnen nahe genug stand, oder hat sie immerhin angerufen oder ihnen geschrieben, im festen Vertrauen darauf, dass sie es schon schaffen würden.

Wenn es einen selbst erwischt, ist alles anders. Das letzte Stündlein schlägt vernehmlich, und auf einmal hängt man auf überraschende Weise an seinem Leben, das man vorher vielleicht gar nicht besonders zu schätzen wusste. Prompt fällt einem unendlich viel ein, das man noch lange nicht erledigt hat. Plötzlich wird man sich seines eigenen Verfallsdatums bewusst. Was bedeutet es denn, wenn man demnächst nicht mehr da ist?

Solche Überlegungen sind in Wirklichkeit gar nicht übel für die Menschwerdung – aber das weiß man erst hinterher. Im Augenblick der Diagnose ist man vollkommen baff. Wie konnte einem das passieren? Was bedeutet das für die Zukunft, auf die man sich immer irgendwie lässig verlassen hatte? Gibt es die überhaupt noch?

2

In meinem Fall war es mein Gehirn, das plötzlich nicht mehr funktionierte, was mich insofern empörte, als ich mich mein Leben lang eigentlich für einen ziemlichen Schlaumeier gehalten hatte. Auf einmal war mein Gehirn meine schwächste Stelle. Ich konnte nicht mehr geradeaus gehen, nicht mehr um die Kurve fahren, ich konnte nicht mehr sprechen und brauchte für einen einzigen Satz in einer E-Mail 40 Minuten, weil ich nicht mehr in der Lage war, Worte spontan und sinnvoll aneinanderzureihen. Ich war nicht nur nicht mehr ich selbst, ich war überhaupt niemand mehr, ohne Geistesblitze, ohne Schlagfertigkeit, ohne Worte.

Ich bekam Kopfschmerzen, die alles Dagewesene in den Schatten stellten. Dann wurden meine Finger taub, dann die ganze Hand, dann der Arm, dann die ganze jeweilige Körperhälfte: Erst dauerte es eine halbe Stunde, bis das Gefühl zurückkehrte, bald eine Stunde, irgendwann drei bis vier Stunden, bis ich mich wieder normal fühlte. Ein halbes Jahr lang marschierte ich erfolglos von Arzt zu Arzt, vom Spezialisten zum Facharzt. MRTs und CTs

gehörten fast zu meinem Alltag. Im MRT, der Magnetresonanztomographie oder auch Kernspintomographie, werden detaillierte Schnittbilder von weichteiligen Gewebestrukturen im Körper erstellt. Dabei werden starke Magnetfelder erzeugt, die die Bilder möglich machen, ganz ohne Radioaktivität, wobei man auch krankhafte Veränderungen finden kann. Ich habe Freunde, die bei der reinen Erwähnung von »MRT« blass werden, die es auf der schmalen Liege unter einer käfigähnlichen Gesichtsmaske mit merkwürdig wummernden Geräuschen nicht aushalten können. Auch Ärzte und Schwestern fürchten Anfälle von Klaustrophobie bei Patienten und erwähnen die Möglichkeit eines solchen mindestens 18 Mal im Vorgespräch. Auf Fragebögen und Infomaterial wird man mehrfach darauf hingewiesen, dass man sich auch ein Beruhigungsmittel verabreichen lassen könne, und die Pfleger beobachten einen misstrauisch, wenn man sich einigermaßen gut gelaunt auf der fahrbaren Liege niederlegt. Man bekommt ein gummiartiges Panik-Ei in die Hand gedrückt, damit man bei wachsender Panik sofort die Schwestern informieren kann. Die Schwestern bleiben über einen Lautsprecher ständig ansprechbar: Die Gefahr ist also nicht besonders groß. Obwohl ich Klaustrophobie nicht abgeneigt bin, machte mir das MRT überhaupt nichts aus. Das ist gut so, denn im Laufe meiner Krankheit wurden bei mir mehr als 15 MRTs gemacht (meistens ohne leuchtendes Kontrastmittel, weshalb man anfangs nichts finden konnte), deren schiere Anzahl mich nachhaltig traumatisiert hätte, wäre ich der Typ dafür. Aber wer mit Punkrock und Funk Metal aufgewachsen

ist, dem kann das Gewummer einer MRT-Röhre nicht viel anhaben: Ich habe auf Konzertbühnen in den vergangenen 30 Jahren ganz andere Dezibel zu hören und fühlen bekommen. Im MRT mit seinen rhythmischen Schlägen schlafe ich sofort ein wie ein Schreikind in der nächtlichen Sicherheit seines Maxi-Cosis im elterlichen PKW. Irgendwelche Gründe für meine Symptome konnte trotzdem niemand finden.

Verschiedene Neurologen gingen davon aus, dass sich die Migräne, die ich seit meinem elften Lebensjahr habe, aufgrund meines zunehmenden Alters verändert hatte, und verschrieben mir Medikamente in ständig steigender Dosierung. Dass sie absolut nichts nützten, hätte für mich ein erster Hinweis sein können. Denn Migräne-Medikamente helfen nur dann, wenn es sich bei den Kopfschmerzen auch wirklich um Migräne handelt. Bei allen anderen Arten des Kopfwehs nützen sie exakt gar nichts. Aber ich war zu sehr mit meinem Unwohlsein beschäftigt, um mich um Details zu kümmern. Mein Rücken, meine Schultern und mein Nacken waren dauerhaft verspannt, und Besuche bei der Osteopathin wurden zur Routine.

Mit den Schlafstörungen kamen Sprachstörungen. Ich rang plötzlich um Worte – ich, die ich mein Leben lang nicht auf den Mund gefallen war und sogar im Schlaf weiterredete, wenn ich bei Licht nicht fertig geworden war. Jetzt stotterte ich ständig und konnte manchmal sogar überhaupt nichts mehr sagen: Ich wollte telefonieren, aber aus meinem Mund kam nichts heraus.

Arme, Hände oder eine ganze Körperhälfte wurden immer häufiger taub, und es dauerte Stunden, bis ich mich

wieder spüren konnte. Ich suchte unzufrieden und frustriert meinen Hausarzt auf und jammerte ihm vor, dass es mir noch immer nicht besser und mein Zustand, der sich nun schon über fünf Monate hinzog, mir auf die Nerven ginge. Irgendeine Ursache müsse es doch auch haben, dass ich plötzlich so stotterte. »Das ist doch kein Wunder«, sagte er, »so schnell, wie Sie reden. Ihr Mundwerk kommt halt nicht mehr mit.« Es ist wohl unnötig zu erwähnen, dass dieser Herr nicht länger mein Hausarzt ist.

Weitere Neurologen, andere Ärzte und noch mehr Untersuchungen führten zu gar nichts. Jegliche Symptome wurden von den jeweiligen Spezialisten einzeln behandelt und nicht in Zusammenhang gebracht. Ich war ständig müde, wurde ganz ohne Vorsatz immer dünner und bald sehr ungehalten, wenn meine Hühner nicht um sieben schlafen gingen, damit auch ich endlich ins Bett gehen konnte – um halb acht. Dabei leide ich eigentlich seit Jahren eher an Bettflucht und haue mir die Nächte gerne um die Ohren. Das tat ich zwar immer noch, aber anders: Ich wachte ständig auf, um dann lange nicht wieder einschlafen zu können. Ich probierte es mit Schlaf-Apps, Klaviermusik und dem Film »Weißes Rauschen«, aber Schlaf wollte sich trotzdem nicht einstellen. Ich kaufte andere Matratzen und neue Topper, stellte das Bett an eine andere Stelle, wechselte die Bettdecken – ohne Erfolg. Meine Vormittage verbrachte ich damit, irgendwie aufzuwachen, um dann nachmittags gegen das Einschlafen anzukämpfen. Am deutlichsten wurde das bei meinen Hundespaziergängen. Seit meiner Kindheit bin ich täglich mehrere Kilometer mit meinen Hunden unterwegs

und werde vom Gehen nie müde: Ich bin trainiert. Ich weiß nicht, ob ich Hunde habe, weil ich so gerne laufe, oder ob ich so gerne laufe, weil ich Hunde habe – aber ich marschiere die gewaltigsten Strecken wie ein alter Soldat. Gehen ist für mich eine Art Meditation, ich höre den Vögeln zu, ich beobachte das Wild, die Bäume und die Wiesen: Auf diese Weise bereite ich mich sehr friedlich auf den Tag vor.

Und plötzlich ging das nicht mehr. Ich war nach jeder kleinen Runde so erschöpft, dass ich mich hinlegen musste. Was meinem Selbstverständnis nicht entsprach, also wollte ich mir das nicht erlauben. Ich saß todmüde am Schreibtisch und konnte mich nicht mehr konzentrieren. Ich hatte die Aufmerksamkeitsspanne einer Ameise, konnte Telefonkonferenzen nicht länger als zehn Minuten folgen und war auf eine grundlegende Weise unglücklich. Ich verstand nicht, was mit mir los war. Mir ging es nicht gut, aber niemandem fiel zu diesem Thema etwas ein. Ich kam im Auto nicht mehr um die Kurven und fiel einfach vom Fahrrad. Freunde sprachen von »Stress-Symptomen«, und da ich gerade ohnehin mit meiner schwindenden Kreativität haderte, erschien mir das auch ganz plausibel. Ich fühlte mich grässlich und benahm mich auch so. Ich war ungeduldig, fürchterlich bedürftig, fühlte mich dauernd einsam (was nicht zu meinen bekannten Eigenschaften gehört) und depressiv (was erst recht nicht in meinem alltäglichen Stimmungssortiment zu finden ist).

Es ist merkwürdig, wenn man sich selbst nicht mehr erkennt. Man kann sich nicht einmal bei jemand anderem über sich beschweren, denn wie sollte der andere einen

verstehen können, wenn man selbst angesichts des eigenen Zustands vollkommen ratlos ist? Ich hatte eine Beziehungs krise mit meinem eigenen Körper. Ich fühlte mich von ihm betrogen, konnte aber nichts beweisen.

3

Ich lebe mit einer veränderlichen Anzahl an Hunden und Hühnern sowie vier Ziegen und zwei Schafen in einem alten Bauernhaus in der bayerischen Pampa: Außer Feldern, Wiesen und Wäldern gibt es hier nichts. Der Straßenverkehr besteht aus Traktoren und anderen Erntegeräten, und wer sich überfahren lassen möchte, muss sorgfältig planen, wann die Post geliefert wird. Eines Morgens spazierte ich mit meinen Hunden den kleinen Hügel vor meinem Haus hinunter, als mir so wahnsinnig schwindelig wurde, dass ich umfiel – aber nicht so, wie man normalerweise bei Schwindel fällt, nämlich seitlich oder nach vorne: Stattdessen kippte ich flach nach hinten. Da lag ich nun im Schnee wie ein großer zappelnder Käfer im schwarzen Daunenmantel und konnte nicht mehr aufstehen, während meine Hunde um mich herumstanden und mich ratlos betrachteten; denn üblicherweise treibe ich sie mit einem zackigen »Weiter!« voran. Nach einer halben Stunde, in der ich völlig bewegungslos den blassen Wolkenhimmel betrachtete, war mein Anfall von Fallsucht vorbei, und ich wankte benommen nach Hause.

Im Nachhinein hätte die Beschreibung dieser Art des Umfallens den verschiedenen Ärzten schon sagen können, dass sie sich möglicherweise einmal mit meinem Kopf beschäftigen sollten, denn, wie mir viele, viele Monate später ein Notarzt bestätigte: So fällt man nur, wenn mit dem Gehirn etwas nicht stimmt. Aber so richtig schlau ist man ja oft erst hinterher.

Mein Bett wurde auf einmal zu meinem zentralen Lebensorf. Dabei bin ich niemand, der gerne lange schläft, ausschweifend liegen bleibt und es sich zwischen vielen Kissen gemütlich macht: Dafür habe ich immer viel zu viel zu tun, people to see, places to go. Anfang März verbrachte ich ein ganzes Wochenende zwischen meinen Kissen (nicht so, wie man es sich gerne vorstellen würde, sondern allein, unter ein paar Hunden begraben), zu schwach, um einen vernünftigen Spaziergang zu machen oder auch nur die Hühner zu füttern.

Ich beschloss, mich in ein Krankenhaus zu begeben, um mich von oben bis unten genau und mit Blick auf einen umfassenden körperlichen Zusammenhang ansehen zu lassen.

Das »genaue Ansehen« sollte dann länger dauern als gedacht. Ein junger indischer Arzt (der wirklich so jung aussah, dass ich mich kurz fragte, ob er überhaupt schon Autofahren durfte) in einer hiesigen Spezialklinik für Neurologie versicherte mir, ich würde mit meinem Leben spielen, wenn ich das Krankenhaus jetzt auch nur kurz verließe – und sei es, um mir zu Hause eine Zahnbürste und einen Schlafanzug einzupacken. Dabei warteten dort ernst zu nehmende Zahlen alleinerzogener Hunde, Hüh-

ner, Ziegen und Schafe, die ich kaum sich selbst überlassen konnte. Aber wie das so ist in Zeiten des Krieges: Man bewältigt Dinge, die man sich kaum zugetraut hätte. Innerhalb weniger Stunden schaffte ich es irgendwie, den ganzen Zoo gleichmäßig auf Bekannte, Nachbarn und Freunde zu verteilen, und legte mich am Tag darauf in ein Krankenhausbett, aus dem ich lange nicht mehr aufstehen sollte. Was zu diesem Zeitpunkt aber noch keiner ahnte.

Man geht ins Krankenhaus im festen Glauben, dass man dort nicht lange bleibt. Das soll auch so sein: Krankenhausaufenthalte sind teuer, und deshalb wird man, sofern man sich nicht gerade in akuter Lebensgefahr befindet, möglichst bald wieder entlassen. Ich war fest davon überzeugt, dass ich nach spätestens einer Woche wieder zu Hause wäre, denn ich hatte ja zu tun nach den Wochen meiner gesundheitlichen Ausfälle.

Daraus wurde nichts. Die Zusammenfassung meiner einzelnen Symptome wies die Neurologen dieser Klinik endlich darauf hin, dass wohl irgendetwas mit meinem Gehirn nicht in Ordnung war.

Die genauere Betrachtung meines Körpers begann mit einer »Lumbalpunktion«. Das verdirbt einem gleich zu Anfang jeglichen Spaß: Im Bereich der Lendenwirbel wird aus dem Wirbelkanal mit einer Nadel etwas Hirn- oder Rückenmarksflüssigkeit (auch Hirnwasser genannt) entnommen und im Labor untersucht, um mögliche Erkrankungen oder Entzündungen im Gehirn oder Rückenmark zu finden. Diese sogenannte »Liquoruntersuchung« ist genauso unangenehm, wie sie sich anhört, und man ge-